

Besprechungen.

Mystik.

Grundfragen der kirchlichen Mystik, dogmatisch erörtert und für das Leben gewertet von Dr. Engelbert Krebs, Professor an der Universität Freiburg i. Br. 12° (VIII u. 266 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder. M 15.—; geb. M 20.—

Wer heute über die Grundfragen der Mystik schreibt, findet aufmerksame Ohren. Hoffentlich könnte man hinzufügen, auch sachliche Besprechung, die fördern will. Beides ist obigem Buche widerfahren. So nannte es z. B. P. Wilms O. P. in der Theol. Revue (1921, Nr. 5/6) „eine der wichtigsten Forschungen auf dem Gebiete der Mystik“, P. A. Mager O. S. B. ging mit einigen Punkten des Buches ernst ins Gericht (Wiss. Beil. z. Augsb. Postz. 1921, Nr. 17). Unsere Leser erwarten vielleicht auch an dieser Stelle ein kurzes Urteil.

Mit Genugtuung erfüllt der Grundsatz, der sich durch die ganze Abhandlung zieht: Mystische Erlebnisse sind trotz ihrer Unmittelbarkeit kein Freibrief gegenüber der kirchlichen Lehre; sie wollen an ihr geprüft sein. Nur in dieser ständigen Unterwerfung und Nachprüfung ist man vor Selbsttäuschung geschützt. In der demütigen Lenksamkeit haben wir auch eines der Unterscheidungszeichen zwischen bloß naturhafter Mystik und echt christlicher Gotteserfahrung. Indem Krebs diesen Gedanken als Überzeugung der ganzen Christenzeit nachweist, hat er unseres Erachtens das wertvollste Kapitel seines Büchleins geschrieben (III. „Die Überlieferung als Quelle der Kirchenlehre über das mystische Leben“). Wer zuweilen eingehendere Darlegung wünschte, mag sich trösten an dem Versprechen des Verfassers, einige Einzelfragen aus der Geschichte der Mystik wissenschaftlich behandeln zu wollen.

Ihrem Wesen nach wird die Mystik bestimmt als „das Erlebnis der Vereinigung mit Gott“ (*cognitio Dei experimentalis*). Selbst in verdunkeltem oder verzerrtem Bilde außerchristlicher Mystik lässt sich dieser Wesenzug wiedererkennen (Kap. 1). P. Mager machte schon aufmerksam, daß Krebs die Ergiebigkeit der kirchlichen Äußerungen für eine Wesensbestimmung der Mystik überschätzt; sie haben eine solche Bestimmung nicht geben wollen. Gern sehen wir auf die Heilige Schrift hingewiesen als auf die Quelle der Kirchenlehre über das mystische Leben. Allzu sehr wurde übersehen, daß Christus der Herr selbst die Vollgabe seines Reiches auf Erden uns in der Vereinigung der Seele mit ihrem Gott zugedacht hat (vgl. zumal Joh. 14, 18—26). Die Ausdeutung der Verkündigungs-
szene für unsern Gegenstand ist etwas gezwungen. Paulus als Mystiker hätte

wohl noch mehr zu sagen. Nicht nur auf einzelne Worte wäre zu achten; die ganze Seelenlage des Apostels müßte gezeichnet werden als getragen von dem mystischen Innesein Christi.

Das IV. Kapitel behandelt die „Mystik als Ziel und Frucht der gesunden Frömmigkeit“. In dieser Überschrift liegt ein weiterer wichtiger Grundsatz ausgesprochen. Die Mystik ist die Krönung allen Gebetslebens und liegt durchaus in der Richtung der ordenslichen Gnadenführung. Damit ist aber noch keineswegs gesagt — und das muß scharf betont werden —, ob die mystische Gebetsgnade der Art nach von allem andern Gebet verschieden sei oder nicht. Warum könnte Gott nicht in freier Fügung und doch regelmäßig anknüpfend an gewisse Vorbereitungen und Voraussetzungen der Seele eine Gnade höherer Art spenden („übernatürlich“ im Sinne der hl. Theresia¹)? Ungeheure Passivität und Vernachlässigung des eigenen Tugendstrebens, wovor Krebs mit Recht warnt, würden nicht aus dieser Auffassung der Mystik folgen; etwaige übertriebene Ausdrücke — mögen sie nun bei der hl. Theresia zu lesen sein oder bei P. Boulain — wird man leicht verständig deuten.

Krebs meint aber im Namen einer gesunden Mystik sich gegen Boulain wenden zu sollen. Wir müssen es gerade heraus sagen: diese Seiten des Buches scheinen uns völlig unzulänglich. Die Beweisführung schreitet hier doch gar zu leicht geschürzt einher. Wer auch nur ein wenig von den Tatsachen und den Fragen des mystischen Lebens und dem Ernst des Boulainschen Buches weiß, wird von der oberflächlichen, rein dialektischen Absertigung bei Krebs peinlich berührt. Nein, so einfach werden die Sätze des Buches „Die Fülle der Gnaden“ nicht abgetan. Und zwar deshalb nicht, weil Boulain im wesentlichen auf den Schriften der hl. Theresia und des hl. Johannes vom Kreuz fußt, und weil er eine gediegene Erfahrung mitbringt. Diesen Tatbestand sollte man nicht weiter verschleiern. Die wesentlichen Sätze Boulains stehen und fallen mit dem einen: Die großen spanischen Mystiker haben die seelischen Tatsachen der Mystik klassisch formuliert; sie haben, was die ganze Überlieferung immer meinte und auch immer durchscheinen ließ, ausgesprochen; die Achtung vor der Überlieferung muß hinsort an ihnen anknüpfen. Das eben tut Boulain. Einige gewagte Ausdrücke mag man bekämpfen, aber da es uns doch um die Sache zu tun ist, sollte man nicht überschehen, welche sachlichen Gegebenheiten — aus Tradition oder Erfahrung — unter den Formeln stecken.

Man kann sich übrigens des Eindrucks nicht erwehren, daß Krebs hier nicht mehr seine eigenen Gedanken verfolgt; seine eigenen Ausführungen über die Lehre der Überlieferung hätten ihn viel näher an Boulains Wesensbestimmung führen müssen. Aber er geriet in Abhängigkeit von Schriftstellern, die gerade in dieser

¹ Über den Platz dieses „übernatürlichen“ Gebetes in der Gnadenordnung des geistlichen Lebens, wie die Beobachtung in der Gnadenökonomie „gewöhnlich“, vom Standpunkt der Seele aus gesehen „außergewöhnlich“ sei, vgl. die wertvolle Abhandlung L'oraison contemplative von M. de la Taille in Recherches de science religieuse 1919, Nr. 5/6.

Frage nicht Führer sein dürfen: Lamballe und vor allem Dimmler. Selbst die treffliche „Einführung in die Mystik“ von Zahn hat ihre Vorzüge anderswo als in einer klaren Wesensbestimmung der Mystik. So kommt es denn, daß am Ende dieses Kapitels das mystische Gebet von jedem inbrünstigen Gebet nicht mehr zu unterscheiden ist. Das soll die kirchliche Überlieferung sein? Solche Lehre wäre Rückschritt, und die Seelen fördert sie nicht.

Weil Krebs sich den Weg zum Wesen der Mystik verschloß, konnte er auch nicht das klare Wort über „die natürlichen Grundlagen des mystischen Lebens“ finden. Wenigstens unseres Erachtens trifft man mit der künstlerischen Intuition und Schöpferart nicht die natürlichen Grundlagen des mystischen Gebets. Wenn man mit Krebs die Mystik doch als cognitio Dei experimentalis erkennt, wird man viel mehr an die Gegenwartsgefühle denken müssen, von denen uns die empirische Psychologie zu berichten weiß. Ferner an die Unendlichkeitsgefühle, die sich mit den vorigen verschmelzen. Dann wäre es noch die Aufgabe des christlichen Theoretikers, die Tätigkeit der mystischen Gnade über diese Grundlagen hinaus ins Licht zu stellen und so die Überlegenheit der christlichen Mystik über alles bloß Naturhafte darzutun. — Die übernatürlichen Grundlagen erkennt Krebs mit der gewöhnlichen Auffassung in den Gaben des Heiligen Geistes. Gleichwohl sollte man sich nicht verhehlen, daß die Lehre von den Gaben des Heiligen Geistes noch weit entfernt ist, uns in allem klar zu sein, und ihre Bedeutung für die Mystik wurde kaum je noch zusammenhängend und einleuchtend dargestellt. Die beiden Schlußkapitel bringen wieder viel Beherrigenswertes.

Unsere Ausstellungen mögen nicht einen falschen Eindruck erwecken. Den praktischen Nutzen, den das Büchlein ohne Zweifel hat, berühren sie kaum; die Wissenschaft — zumal in einer so schwierigen Frage — wird durch Rede und Gegenrede gefördert.

Ernst Böminghaus S. J.

Landeskunde.

Mein Wallis. Festgabe zum Walliser Herbstfest in Zürich am 29. und 30. Oktober 1921. Herausgegeben von Eugen Fischer. 8° (72 S.) Zürich, Neue Zürcher Nachrichten.

Um diese eigenartige Schrift richtig zu würdigen, müssen wir in Kürze das Fest schildern, dem dieselbe den Rahmen lieh. Es handelt sich um einen durchaus originellen Gedanken. Der Kanton Wallis liegt weitab im Westen der Schweiz, eingebettet zwischen himmelhochragenden Bergen, den höchsten und schönsten des Schweizerlandes. Ein langgezogenes Tal mit zahlreichen Seitentälern, birgt das Wallis in seiner Abgeschiedenheit ein Stück Welt für sich und eine Bevölkerung, die trotz des Fremdenstromes ihre uralten Sitten und Gebräuche, ihre Trachten und Besonderheiten herübergerettet. Diese Eigenart von Kanton und Volk sollte in der Großstadt Zürich zur Geltung kommen und sich in ihrer ganzen Originalität offenbaren. Ein Festzug in den alten Trachten mit Wagen und Maultieren, an seiner Spitze eine Musik von 1830, Grenadiere aus der Zeit Napoleons I.,